

Woher wir kommen: Die Geschichte des Kinderdorfgründers Hermann Gmeiners

„Alles Große in unserer Welt geschieht nur, weil jemand mehr tut, als er muß“

(Hermann Gmeiner).

SOS-Kinderdorf e.V. feierte in Deutschland 2015 seinen sechzigsten Geburtstag: 1955 wurde in München der Verein für elternlose Kinder gegründet. Aber eigentlich beginnt die Geschichte viel früher. Nämlich auf einem einsamen Bergbauernhof im österreichischen Vorarlberg im Sommer 1919.

Am 23. Juni kam Hermann Gmeiner als sechstes Kind einer Bergbauernfamilie in Alberschwende auf die Welt. Insgesamt hatte er acht Geschwister – 4 Brüder und 4 Schwestern. Kurz nach der Geburt des neunten Kindes, Anton, starb die Mutter, Angelika Eberle, verheiratete Gmeiner. Ihr Körper war durch die harte Arbeit ausgezehrt und hatte nicht mehr genug Kraft, sich von einer Lungenentzündung zu erholen. Doch das Leben ging einfach weiter. Der Vater, der übrigens auch Hermann hieß, arbeitete wie immer schwer auf dem Hof und sicherte den Lebensunterhalt. Alle Kinder mussten nach Kräften mitarbeiten: Die Familie hatte 6 ha steile Bergwald- und Wiese, 6 Kühe, Kälber und Pferde für den Holztransport. Die 16jährige Elsa kümmerte sich zusammen mit ihrer Schwester Irma nach dem Tod der Mutter um die kleineren Kinder. Der Vater ließ seiner ältesten Tochter freie Hand in der Erziehung, so wie er es bei seiner Frau auch schon gemacht hatte. Er selbst sprach nicht viel und nahm das Schicksal immer so wie es gerade kam. Eigentlich wäre es normal gewesen, wenn der Vater sich einfach eine neue Frau gesucht hätte, die ihm bei der Arbeit half und das Haus versorgte. Die Kinder wollten aber keine „Stiefmutter“, über die es in Märchen ja nie etwas Gutes zu erzählen gibt... Es heißt, seine Kinder hätten ihn angefleht nicht wieder zu heiraten. Dafür versprachen sie, ihm bei jeder Arbeit zur Hand zu gehen. Elsa soll ihn sogar erpresst haben: Wenn du nicht heiratest bleibe ich und versorge die Kinder – wenn nicht, gehe ich aus dem Haus und suche mir einen Mann. Für die damalige Zeit war sie dafür alt genug. Der gutmütige Hermann Senior fügte sich auch hier in sein Schicksal und blieb alleine – und die Familie hielt zusammen. Nur der kleine Anton lebte nach dem Tod der Mutter nicht mehr bei der Familie. Ihn adoptierte sein Onkel, der der Bruder der verstorbenen Mutter war und mit seiner Frau selber keine Kinder hatte. Erst in der Schule erfuhr das Kind, dass es eigentlich acht Geschwister hatte. Darüber war er zu tiefst unglücklich und vertraute sich seinem Bruder Hermann an: „mich habt ihr weggegeben, mich habt ihr verschenkt. Ich habe jetzt keinen Bruder mehr, ich habe keine Schwester mehr, ich bin jetzt ganz alleine dort“. Hermann vermisste seine Mutter sehr. Sie war die Seele der Familie und Herrin des Hauses: selbstbewusst, lieb, verzeihend und gütig. So beschrieb er seine Mutter. Das konnten ihm die Schwestern nicht ersetzen.

Wer die Geschichte des „kleinen Hermanns“ kennt versteht den berühmten Satz des Kinderdorf-Gründers: "Ich weiß nichts Besseres, einem Kind zu helfen, als ihm eine Mutter zu geben, Geschwister zu geben, ein Haus, ein Dorf zu geben". Der Bergbauernhof und sein Heimatdorf waren ihm als Kind ein wichtiger Schutz und Halt. Er hatte erlebt, wie viel Kummer es machte, ohne die Fürsorge einer Mutter aufzuwachsen und er hatte das Schicksal seines Bruders Anton vor Augen. Es liegt also nahe, dass „Mutter, Geschwister und ein Dorf“ zu den Grundsäulen der späteren Kinderdörfer wurden.

Bis es aber soweit war hatte er noch einige Lebensstationen vor sich: Hermann kam in die Volksschule, die jeder besuchen durfte – und es stellte sich bald heraus, dass er einen klugen Kopf hatte. Den er nicht nur für seine Lieblingsfächer Mathematik und Deutsch verwendete. Er war ein Anführer-Typ, ein Rädelsführer. Einmal soll ihm eingefallen sein, den Kindern seiner Klasse anzustiften, nicht in die Schule zu gehen, sondern lieber dem Militär, das eine Manöverübung machte, zuzusehen. Alle Kinder folgten ihm – und verrietten nicht, wer sie auf die Idee gebracht hatte.

Sein wichtigster Wunsch war, Arzt zu werden. Das schien aber unerreichbar, da der Vater kein Geld hatte, um ihn nach der Volksschule auf ein Gymnasium zu schicken. So wurde Hermann nach der Schule zusammen mit zwei seiner Geschwister Viehhirte. Bis zu dem Tag, an dem er eine alte Schulkameradin traf, die ihm erzählte, dass sich ihr Religionslehrer dafür eingesetzt hatte, damit sie ins Lehrerinnenseminar aufgenommen würde. Hermann wusste, dass das auch seine Chance war und sprach bei dem Kaplan vor. Sein Glück war kaum vorzustellen, als er erfuhr, dass es geklappt hatte und er 1936 einen Platz auf dem Gymnasium in Feldkirch bekam. Hermann blieb seinem Wesen treu und war kein Musterschüler. Aus einem Zeugnis: „Der Schüler ist sehr kräftig, leistungsfreudig und zielstrebig, als Vorturner im Leibeserziehungsunterricht sehr brauchbar, jederzeit kameradschaftlich und hilfsbereit, etwas schwerfällig und wechselnd im Fleiß.“ Es ist sogar ein Tadel im Klassenbuch überliefert: „Der Schüler besuchte während einer ‚Krankheit‘ das Kino, wobei er auch die hora legalis übertrat“.

Das lockere Schülerleben endete im Februar 1940, als er zu den Gebirgsjägern in den 2. Weltkrieg eingezogen wurde. 1941 wurde er an die Eismeer-Front in Lappland / Finnland in den Regiments-Fahrradzug versetzt. Aber schon am zweiten Tag soll kein Rad mehr funktioniert haben, da das Gelände völlig ungeeignet für das Radfahren war. Im Krieg wurde er an der Front mehrmals schwer verwundet und musste lange im Lazarett bleiben. Ein „Draufgänger“ soll er nicht gewesen sein. Viel mehr versuchte er auch im größten Frontchaos die Geschehnisse zu berechnen und Kameraden zu helfen. In dieser Zeit war er in Gedanken oft bei seiner Mutter, der er sich innerlich tief verbunden fühlte. Als auch das überstanden war kämpfte er sich mühsam zurück ins Leben. Er wollte sich von den furchtbaren Erlebnissen des Krieges nicht unterkriegen lassen. Geholfen, die Erlebnisse zu verarbeiten, haben ihn dabei die Berge, die er liebte, als er nach Kriegsende den Hof seines Vaters bewirtschaftete. Als sein älterer Bruder nach zwei Jahren aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, machte sich Gmeiner Gedanken darüber, wie er nun mit bereits 26 Jahren und ohne Gymnasialabschluss, doch noch Arzt werden könne. Dabei half ihm wieder etwas Glück: Entlassene Soldaten durften sich auch ohne Abitur für das Medizinstudium einschreiben, wenn sie es schafften, es innerhalb von 2 Jahren nachzuholen. Wieder trug er also doppelte Last und litt unter Kälte und Hunger, da es in seinem Studienort Innsbruck kaum Lebensmittel und Brennmaterial gab. Noch viel schwerer wog für ihn aber das Leid der vielen Kriegswaisen, die er in Innsbruck sah.

Gmeiner war ein Mensch, der im Hier und Jetzt lebte. Er suchte immer nach Auswegen. So kam es ihm gerade recht, als ihn der Innsbrucker Kaplan der Mariahilf-Kirche aufforderte, in der Pfarrjugend mitzuarbeiten und eine Gruppe aufzubauen. Ein Vorschlag, den der Kaplan fast bereute, da der eigensinnige Hermann dabei nicht an eine Gruppe behüteter Ministranten, sondern an verwaiste Jugendliche dachte. Doch er konnte den Kaplan mit seiner Begeisterung anstecken und durfte sich aufmachen, Jugendliche aufzulesen, die sich vor Wirtshäusern und Kinos rumdrückten. Hermann, der Anführer, kochte die anfangs ablehnenden Jugendlichen weich und schon bald hatte er seine Gruppe beisammen. Sie entdeckten in ihm einerseits den „Anführer“- der er schon als Junge gewesen war – und andererseits den „Leidensgenossen“, der ihre Sorgen verstand und sie ernst nahm. „Nach dem Krieg, als ich an der Universität studierte und in der Freizeit für die Jugend arbeitete, begegnete ich einer großen Anzahl verlassener, verwaister und vergessener Buben und Mädchen. Diese Kinder und Jugendlichen konnte man nicht einfach auf der Straße in einer Verderb bringenden Umgebung lassen. Es waren fast immer Kinder, die ihre Mutter verloren hatten, die von einer Mutter weggelegt oder verschmäht worden waren. Diese Kinder brauchen nichts als eine Mutter; eine Mutter, wie ich eine gehabt hatte. Dann, dachte ich, würde ihr Leben von selber wieder geordnet und licht“ (Gmeiner in Stadelmann, 1970, S.71). Besonders rührte ihn die Geschichte einer seiner ersten Schützlinge an, dem 12jährigen, von der Mutter für einen neuen Mann alleingelassenen „Hansl“, der sich sogar versuchte das Leben zu nehmen, weil er keinen Ausweg mehr sah.

Heute erscheint uns der Gedanke „mütterliche Liebe – und schon ordnet sich das Leben“ aus Gmeiners Perspektive naiv und naheliegend zugleich. Gmeiner war kein Pädagoge, auch wenn er sich während seines Studiums mit Philosophie und Pädagogik beschäftigt hatte. Gmeiner war

pragmatisch, mitfühlend und wusste was es bedeutete, ohne Mutter aufzuwachsen. Dass das nicht genug ist, um eine eigene Pädagogik zu begründen brachte ihm Zeit seines Lebens und bis heute Kritik ein. Und dennoch benannte er die neuralgischen Punkte, an denen die Jugendfürsorge nach dem 2. Weltkrieg krankte: Die Waisenhäuser glichen abgeschirmten Kasernen – die Betreuer waren mehr Aufseher denn Pädagogen. Kinder, die eh schon schweres ertragen mussten, werden von ihren Geschwistern getrennt und in Gruppen Gleichaltriger aufgeteilt, bis sie die Altersgrenze für die Heime erreicht hatten. Danach landeten sie nicht auf das Leben vorbereitet auf der Straße. In einem Radiointerview, kurz vor seinem Tod erzählt Gmeiner ein Erlebnis, das ihm den letzten Anstoß gab, die Heimerziehung zu revolutionieren: „Als junger Student sind mir fünf Geschwister begegnet, sie hatten ihre Eltern verloren. Nun sollte noch etwas geschehen, die Kinder sollten auseinandergerissen werden. Ich aber dachte mir: Man kann aus einem Unglück kein zweites machen“. Je mehr sich Gmeiner für seine Jugendgruppe, die sich „Stoßtrupp“ nannte, engagierte, desto weniger Energie blieb ihm für sein Medizinstudium. So änderten sich schleichend seine Wege. Als er Dekanats-Jugendführer wurde verabschiedete er sich schließlich von seinem Traum, Arzt zu werden und widmete sich ganz der Jugendarbeit.

Er entwarf den Plan, ein Haus für elternlose Kinder zu bauen, in dem Geschwister zusammen leben durften und durch eine Mutter zeitlebens ein Zuhause bekommen sollten. Dabei dachte er gleich eine Nummer größer und erinnerte sich, wie wichtig ihm immer sein Heimatdorf gewesen war und plante deshalb ein ganzes Kinderdorf.

Nun war es so, dass zwei Jahre nach dem Krieg keiner viel zu geben hatte und die Städte und Gemeinden fast nur aus Kriegsruinen bestanden. Gmeiner fand keinen Gönner, dem er Geld für seine Idee entlocken konnte. Die Lage schien mal wieder aussichtslos. Aber das war für ihn kein Grund, aufzugeben. Er griff zu einer Methode, die man heute Fundraising nennen würde: „Gib mir nur einen Schilling“ war sein Slogan, mit dem er warb, dass sehr viele Menschen einen sehr kleinen Betrag geben sollten. Seine Jugendgruppe half ihm, Werbehefte zu drucken und sie vor Kinos zu verteilen. Als 600 Schilling zusammen waren – das entspricht heute etwa 276€ - begann er damit, ein Grundstück für sein Dorf zu suchen.

Leicht hat es Gmeiner keiner gemacht. Aber es scheint, als hätten ihn Widerstände immer nur noch mehr angestachelt. Geholfen hat ihm, dass er die Fähigkeit hatte, andere zu begeistern. Und er konnte sich begeistern lassen. So brachte ihn eine Mitstreiterin auf die Idee, Weihnachtskarten zu drucken, um darüber Spenden zu sammeln. Es funktionierte. So gut, dass die Weihnachtskarten-Aktion bis heute existiert. In der ersten Aktion druckte er mit seinen Helfern 40.000 Stück. Damit erreichten sie etwa 1.000 Spender. Heute sind rund 800.000 Menschen von der Idee begeistert und spenden regelmäßig. Der erste Spatenstich für das Kinderdorf fand in Imst für das Haus „Frieden“ im Jahr 1949 statt und Gmeiners Helfer gründeten den Verein **Societas Socialis**. Aus den Anfangsbuchstaben des Vereins leitet sich auch der heutige Name „SOS-Kinderdorf Verein“ ab. Dabei hatten natürlich alle den internationalen Seeneruf im Kopf, der mit „SOS - Save our Souls“ das zum Ausdruck brachte, was Gmeiner und die Vereinsmitglieder wollten: Kinderseelen retten.

Gmeiner ringt dem Bürgermeister von Imst (Tirol) ein günstiges Grundstück am "Sonnberg" oberhalb der Stadt ab. Am 2. Dezember 1949 findet die Firstfeier des ersten Hauses ("Haus Frieden") statt. Und am selben Tag werden die Grundsteine für die nächsten fünf Familienhäuser gelegt. Die erste Kinderdorfmutter zog Weihnachten 1950 mit 5 Kindern in das Haus. Im Sommer 1951 war das ganze Dorf mit 45 Kindern bewohnt.

Als Gmeiner 1986 im Alter von 67 Jahren starb gab es über 230 Kinderdörfer in rund 85 Ländern. Nach 60 Jahren gibt es weltweit über 550 Kinderdörfer in mehr als 130 Ländern. Allein in Deutschland sind es 15 Dörfer – das älteste ist in Dießen am Ammersee. Das erste außereuropäische Kinderdorf entsteht 1963 im vom Krieg zerstörten Süd-Korea.

Hermann Gmeiner gehen die Ideen nicht aus: Er gründet eine „Mutterschule“, um Frauen auf ihre Aufgabe in den Kinderdörfern vorzubereiten. Allerdings dauerte die Ausbildung anfangs nur 4 Monate, da Muttersein in Gmeiners Augen eher etwas instinkthafte sei, das bei zu viel Ausbildung verstellt würde. Es folgen Dorfgemeinschaften für Erwachsene, die aufgrund von Behinderung nicht selbstständig leben können. Heute ist der SOS-Kinderdorf Verein ein freier Träger der „Kinder- und Jugendhilfe“. Neben den Kinderdörfern und Dorfgemeinschaften gibt es über 30 pädagogischen Institutionen: ambulante Jugendhilfe, Wohngruppen, Beratungszentren, Mütterzentren, Mehrgenerationenhäuser, Ausbildungs- und Beschäftigungszentren für sozial benachteiligte Jugendliche, Schulsozialarbeit und Kindergärten. Gmeiner verstand sich immer auch als Friedensstifter. Seine Überzeugung war: Nur ein Kind, welches Frieden erfahren hat, kann diesen auch erhalten. Die Überzeugung, dass nur ein geliebtes Kind ein liebender Erwachsener werden kann wurde zu seinem Glaubenssatz. Eine Überzeugung, die alle Religionen und Kulturen eint. Auf dieser Basis wurde der Dalai Lama bereits in den 60er Jahren ein Freund der SOS-Kinderdörfer. Er gründete damals nach dem Vorbild der SOS-Kinderdörfer das "Tibetan Children's Villages" und die "Tibetan Homes Foundation".

Dennoch: Bis heute gibt es auch kritische Stimmen zu Gmeiner. Der österreichische Historiker Horst Schreiber hat sich mit der österreichischen Geschichte der Kinderdörfer befasst und kommt zu dem Schluss: „Für Hermann Gmeiner und die weiteren SOS-GründerInnen war die Imitation der patriarchalen Familie das beste Modell der Fremdbetreuung von Kindern. Zentrale Bedeutung maßten sie einer ständigen Bezugsperson zu, der Kinderdorf-Mutter, die einem männlichen Dorfleiter unterstand. Auf diese Weise konnte das SOS-Kinderdorf viele Kinder stärken und ihnen eine gute Zukunft eröffnen. Dennoch scheiterte SOS häufig an seinem hohen Anspruch. Nicht nur, weil es schwierig war, eine ausreichende Anzahl an beziehungs-fähigen Kinderdorf-Müttern zu gewinnen, sondern weil SOS von einer „instinkthafte Mütterlichkeit“ ausging und einer Professionalisierung des Berufs der Kinderdorf-Mutter reserviert bis ablehnend gegenüberstand. Kinderdorf-Mutter zu sein galt als Berufung und nicht als Beruf. Daher wurde ihre Ausbildung vernachlässigt. Die Kinderdorf-Mütter mussten lange Zeit ohne breit gefächertes Unterstützungsnetz auskommen. Mit diesem essenzialistischen Familienmodell stießen SOS-Kinderdorf und die Kinderdorf-Mütter regelmäßig an ihre Grenzen. Nicht nur aufgrund individueller Unzulänglichkeiten, sondern aufgrund systemischer Defizite in der Konzeption des SOS-Kinderdorfs. (...)SOS-Kinderdorf bemühte den Mythos Familie, die allein durch ihre schiere Existenz positive Auswirkungen hätte. Das Kinderdorf-Modell hatte ein beträchtliches Potenzial des Gelingenden, das aber nicht gesichert war, weil es ihm an Professionalität mangelte. Die Kinderdorf-Familie hatte, wie die Familie generell, etwas Willkürliches an sich: Die Beziehungen, die sie etablierte, konnten genauso positiver wie negativer Natur sein. Da die Kinder in der Familie wie in der Ersatzfamilie des SOS-Kinderdorfs nicht die Möglichkeit haben, ihre Bezugsperson und deren Qualität auszusuchen, können sie Glück oder Pech haben.“ (Schreiber 2014, S.199).

Die SOS-Kinderdörfer haben begonnen, sich von ihrem charismatischen Gründer zu emanzipieren. Statt einer instinktiven „Pädagogik des Herzens“ entwickelten sich professionelle, pädagogisch fundierte Strukturen, die auf Mitsprache, Mitentscheidung und Partizipation beruhen. Dieser Paradigmenwechsel trägt Gmeiners Lebenswerk weiter in die Zukunft und die Welt.

Quellen:

- Stadelmann, L. (1970). Hermann Gmeiner. Ein Leben für die Mutterlosen. Verlag Neues Leben: Bad Goisern.
- Froelich, J./ Sauer, H. (2005). Historische Streiflichter auf die Anfänge des SOS Kinderdorf e.V. Sozialpädagogisches Institut des SOS-Kinderdorfvereins: München.
- <http://www.sos-fachportal.de/verein/geschichte/anfaenge> (18.März 2016)
- Schreiber, H. (2007). Schweigen verpflichtet. Erfahrungen mit SOS-Kinderdorf. Transblick Bd. 11. Studien Verlag: Innsbruck.